

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Schmidt, Arno
Über die Unsterblichkeit

Erzählungen und Essays
Herausgegeben und mit einem Nachwort von Jan Philipp Reemtsma

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42123-9

SV

Arno Schmidt

Über die Unsterblichkeit

Erzählungen und Essays

Herausgegeben von Jan Philipp Reemtsma

Suhrkamp Verlag

© 2009 Arno Schmidt Stiftung, Bargfeld und
Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main

Vorspiel	7
Unsterblichkeit für Amateure.	11
Ich bin erst Sechzig	19
Anachronismus als Vollendung	22
Die aussterbende Erzählung.	44
Ein Leben im Voraus.	48
Ein unerledigter Fall	51
«Sind wir noch ein Volk der Dichter und Denker?».	64
Das heulende Haus.	77
Der Dichter und die Kritik.	81
Die Wasserlilie.	85
Goethe und Einer seiner Bewunderer	89
Flucht vor dem Werk	123
Die Pflicht des Lesers	125
Der Platz, an dem ich schreibe	128
«Meine Bibliothek».	133
Dankadresse zum GoethePreis 1973	142
Der Fall Ascher.	148
Julianische Tage.	160
Nachbarin, Tod und Solidus.	166
Tina oder über die Unsterblichkeit	169
Caliban über Setebos	193
Die Lange Grete	262
Jan Philipp Reemtsma: Nachwort	265

Vorspiel

Sprecher:

- A.: }
B.: } Männerstimmen
C.: Frauenstimme

- B. (*parodistisch; in gelehrtem Falsett*): »Auf ewigen Sitzen, erhaben über das Getriebe der Nachwelt, thronen, Göttern gleich, die Großen unserer klassischen Zeit. Noch immer wenden wir, dankbar bewundernd, Hilfe und Erhebung suchend, unsere Blicke zu ihnen; aber wollen wir ihnen nahen, so müssen wir uns aus der ruhelosen Gegenwart in ihre stille, hohe Welt der Ideale hinaufschwingen!« –
- A. (*sachlich*): Also sprach Georg Witkowski; noch 1933 Professor für deutsche Literatur an der Universität Leipzig, und auch ansonsten im Umgang mit Klassikern wohlbewandert – – (*mit grimmigem Humor*): Wenn *Dem* sein dergestalt angehimmelter Lessing in natura entgegengetreten wäre: Hei hätte der Germanist da Augen über den Germanen gemacht! – (*energisch*): Und nun aber sofort als Gegengift die redliche Christiane
- C. (*in betrübt=fraulichem Kaffeesächsisch; aber ja nicht übertreibend!*): »Seit'ch den Härren Geheem' Rat geheirat' hab, hab'ch keene ruhje Schtunde mehr gehabt.«
- A. (*mit höhnischer Wucht*): »Auf ewigen Sitzen?«: »Erhaben über das Getriebe der Nachwelt?!« – das wäre freilich die leichteste Methode, um unangenehm=Lebendiges in die beliebte »stille hohe Welt der Ideale« abzuschieben! Nicht nur durch Lachen kann man töten; sondern, ebenso wirkungsvoll und vor allem weit ehrbarer, durch «auf gelehrt» appretierte Fußnoten zu sinnig «Ausgewählten Werken» – daran erkennt man unfehlbar, wie's bei Einem in secunda Petri steht, wenn er sich vom ETA Hoffmann die «Meisternovellen» «Doge & Dogaressa» erkiest, und «Meister Martin der Kufner»: Gehrock & «Vatermörder», seltsamliche Tracht bei Kanonisierungsversuchen – aber die Herren *sind* ja eben der Ansicht, daß Apollon sehr wohl dergleichen tragen könne, *und* noch 'ne Perücke, *und* falsche Zähne.

B.: Sie »thronen? Göttern gleich?«, die »Großen unserer klassischen Zeit«?: welch widerliche Vereinfachung und Verniedlichung von ›Künstlers Erdenwallen! –

Dabei ist es unsäglich wichtig; und belehrend für jeden Nachstrebenden; und *gar* keine ›Klatschsucht‹; wenn man düster verfolgt: wie Der sich auf Schulen herumhungern mußte, und anschließend zeitlebens in der Lotterie spielte, um vielleicht *doch* einmal die tausend Thaler zu gewinnen, die er brauchte, um während der Niederschrift seines nächsten Buches die Drei Notwendigen, Kaffee Schnaps Papier, kaufen zu können – heute kommen noch Schreibmaschine Aspirin und Schlaftabletten dazu.

A.: Oder wie Jene, Klopstock und Herder hießen sie, sich kalt und selbstbewußt dem Wehrdienst entzogen, um nicht unersetzliche Jahre sinnlos zu verlieren: gegen die laufend geübte Unterschlagung bedeutender, notfalls vorbildlicher, Menschlichkeiten ist schärfstens zu protestieren!

B.: Zu beseitigen sind Fiktionen, wie etwa die uns noch immer krampfhaft suggerierte, allenfalls den unteren Volksschulklassen anständige: daß ›Unsrer Unsterblichen‹ dort in Weimar ein Leben wie in Elysium geführt hätten – elegant; geistreich; in ›vornehmer Geselligkeit‹; im ›anregendsten Gedankenaustausch‹. Die Wahrheit klingt schrillend anders: *es muß über alle Maaßen entsetzlich gewesen sein, in Weimar zu leben!!*

A.: Ein Goethe, der sich sykofantisch vor der Herzogin=Mutter im Zimmer auf dem Fußboden umherwälzte, »und durch Verdrehung der Hände und Füße ihr Lachen zu erregen versuchte«, wird schon ein nachdenkliches Schauspiel gewesen sein – umsonst war es gewiß nicht, daß der Gothaer Astronom von Zach, und absolut unabhängig, schreiben durfte: »Wahr ist, daß es keine größeren Antagonisten als mich und Goethe geben könne: hic niger est! Ich kenne Goethe sehr genau und intime: von ganzer Seele verachte ich diesen schlechten Kerl!«. – Und Frau Herder drückte sich noch *ganz* anders aus.

B.: Schiller?: Wie fürstlich die Generosität war, mit der man den Armen – der sich ja buchstäblich zu Tode arbeiten mußte! – traktiert hat, ergibt sich aus dem infamen, von Goethe eigenhändig geschriebenen Conseilbericht der Berufung; und man beachte die unwiderstehlichen Formulierungen – – (*sich gravitatisch=kühl räuspernd*):

»Ä=hemm. – Ein Herr Friedrich Schiller, welcher sich durch eine Geschichte des Abfalls der Niederlande bekannt gemacht hat, soll geneigt sein, sich an der Universität Jena zu etablieren: die Möglichkeit dieser acquisition dürfte umsomehr zu beachten sein, *als man sie gratis haben könnte*!/: Unsern Eingang segne Gott!

A. (*verbindlich*): Unsern Ausgang gleichermaßen: wie auch später der vorsichtig=allmächtige Premier für den ‹Freund› sorgte, wurde bei Schillers Beerdigung offenbar: »Als er starb, war alles Geld aufgezehrt. Sein Sarg kostete etwas über 3 Thaler. 1 Kerze beleuchtete die im Haus aufgebahrte Leiche. Bei der Beisetzung spendeten 2 Fackeln dem Leichenzuge das Licht.«

B.: Woran sich, unverbesserlich und zwanglos, Tatsachen wie diese reihen: als dem großen Bonner Komponisten vom Mann der ‹Königin Luise› die Wahl gelassen wurde, zwischen seinem Preußischen Rothen Adlerorden und 30 Thalern in baar – nahm der Prolet nicht, ohne 1 Sekunde zu zögern, *das Geld*?! Was mag seine Majestät, Fühl' in des Thrones Glanz / die hohe Wonne ganz, / Liebbling des Volks zu seyn, für Augen gemacht haben, daß Beethoven derart ‹ehrlös› handeln konnte – oder, richtiger: nicht läppisch genug war, ein Stückchen gezackten Blechs zu wählen, damit künftig schon von außen Jedermann erkennen könne, wessen Narr er einmal gewesen sei!

A.: Und auch in bezug auf unserer Dichter Werke – wir sollten den schlichteren Ausdruck ‹Arbeiten› vorziehen – ist es in vieler Hinsicht mehr denn mißlich, eine sogenannte ‹objektive Betrachtungsweise› anzustreben. Denn das unleugbar brennend vorhandene Problem: die lebendige Verbindung zu unseren, praktisch sämtlich verschollenen, Großen fruchtbar wieder herzustellen, ist mit nichten identisch mit solcher, in Germanistenkreisen beliebter, Arbeitshypothese. Nicht die Wirkung Lessings auf *seine* Zeit ist uns hier entscheidend: sondern die auf *unsere*! – Da fällt denn freilich allerlei dem Filologen Lieb= und Wertes fort.

B.: 1 Beispiel:

‹Objektiv gesehen› war Gottsched, mit all seinem mühseligen Ungeschick, ein hochwichtiger Mann; im Verhältnis zu Zeit & Zeitgenossen nie zu übersehen; immer ein Mitwanderer – und sei es ein noch so plumper – auf unserer büchererzeugenden Erde. Dennoch wäre es unsinnig, wenn ich ihn einem *heutigen* Leserkreis rüh-

men wollte: Jeder der, durch so prominenten Hinweis* neugierig gemacht, nach seinen Werken griffe, würde diese kopfschüttelnd – und mit Recht, mein Fürst, mit Recht! – 2 Stunden später seinem Bibliothekar als ungenießbar zurücktragen.

A.: Nein; Nicht an «Nicolai» denken; *der* Fall liegt doch etwas anders.

B.: Oder falls ich Narrs genug wäre, Klopstock «objektiv» zu betrachten: dann müßte ich der aufbrechenden Wirkung des «Messias» ausführlich nachgehen – mit *dem* Erfolg, daß jeder fleißige, bildungswillige Hörer=Leser, der daraufhin das Gemäch zur Hand nähme, mich in Grund und Boden verfluchte; und, was wichtiger und bedauerlicher wäre: mir, als einem Urteilsunfähigen, künftighin kein Wort mehr glaubte.

A.: Rühme ich aber, wie sich's vom *höheren* Standpunkt aus geziemt, desselben Klopstock «Gelehrtenrepublik»: dann bleibt derselbe Leser, fasziniert auch heute noch von der unsäglichen Sprachgewalt und «Modernität» des Stückes, unweigerlich dabei sitzen. Und erhebt sich erst nach Stunden, herrlich luftschnappend, und – hoffentlich – mit dem Gemurmel: »*Der* Tip war Gold wert!«

B.: Das ist nichts weniger, als eine Konzession an den Geschmack einer Zeit, oder auch nur eines exklusiven Forums: Im Gegenteil! Aber wer von Unbekanntem, dabei jahrhundertlang Verschüttetem redet, setzt sich ja zunächst erst einmal unweigerlich dem Verdacht aus, ein schrullenhafter Sondergeschmäckler zu sein: deshalb wird im Folgenden, grundsätzlich und bewußt, nur je eine Fackelbeleuchtung gegeben, von möglichst neuen Standpunkten aus.

A. (*laut und wuchtig; wenn's not tut, klotzig*): Dies also mein Credo gegen alle Buchstabenmänner und greisen Variantensucher, mit ihren Büscheln von Stinkmorcheln in den verkrüppelten Händen:

A., B. und C. (*schwören es zusammen*): Müde vom Durchwandern öder Letternwüsten, voll leerer Hirngeburten, in anmaßendsten Wortnebeln; überdrüssig ästhetischer Süßler wie grammatischer Wässerer; entschloß ich mich: *Alles, was je schrieb, in Liebe und Haß, als immerfort mitlebend zu behandeln!* – –

20. 9. 1958 / Darmstadt i. d. Barbarei
Arno Schmidt

* sic! – Chr. M. Stadion.

Unsterblichkeit für Amateure.

I

... denn sie ist, wie KLOPSTOCK uns schriftlich gegeben hat, ‹ein großer Gedanke› und ‹des Schweißes der Edlen wert› – eine für meinen speziellen Geschmack allerdings etwas zu melodramatische Wendung. Ich würde erst einmal das ‹edel› herauslassen; was das sei, ist so ausgemacht noch nicht, daß es nicht noch einige Untersuchungen vertrüge. Bei dem ‹großen Gedanken› möchte ich proponieren, sacht das ‹groß› zu entfernen; und dasselbe widerfahre der ‹Unsterblichkeit›; (still streicht's mein FABER=CASTELL 1357).

Denn sich Unsterblichkeit einzubilden oder gar zu wünschen, dazu gehört ein Maß an Unklugheit, das ich nicht besitze. Der Tod bedeutet, nach dem, was wir bis jetzt über ihn wissen, die Rückverwandlung allzukompliziert geratener Lebensmaschinchen ins stupid=dauerhaftere Anorganische; ein ziemlich brutaler Trick, dem 1 Kleinschnipp zu schlagen uns dadurch gelungen ist, als es Bücher gibt, vermitteltst deren einige ‹auserlesene Geister› noch ein paar Jahrhunderte so'n bißchen wirken; (die Spotthäkchen um das weitmäulige Adjektiv deswegen, weil es sich eben auch wieder nicht um das sorgfältig=sorgenfältige Bewahren von Groß=Genien handelt; sondern Naturereignisse, Zufälle, das Feuer – Omar verbrennt die Bibliothek von Alexandrien; Hitlers Rassepöbel macht's nach – sorgen dafür, daß Einem auch dieses Ausleseprinzip höherer & höchster Gewalten nur hochverdächtig erscheinen kann: »Let 20 pass, and stone the 21st; not loving, hating not, but choosing so« (BROWNING). Wird also, als bürgerliche Variante des einleitenden Dictums, etwa dieses bleiben: eine Zeitlang noch, ab & zu, genannt und gewürdigt werden, (meist nur mit 1 anerkennenden Nick eines Benützerkopfes) – achgott, s'iss vielleicht ä Gedanke, wie? Allerdings kommt man bei der praktischen Ausführung un vermeidlich ins Schwitzen.

Nachdem dergestalt wieder mal ein paar der beliebten, ebenso weitverbreiteten wie irreführenden Klischeevorstellungen ausge-

räumt wären, beginne ich gern ernsthaft zu reden. – Das «Genie» ist selten bei uns. Nicht weil die Fähigkeit dazu so rar wäre – die wird vermutlich häufiger sein, als man meint; (obschon so häufig, wie die alljährlichen Meßkataloge und «Klappentexte» uns einreden möchten, nun wiederum auch nicht) – aber sie macht im Endeffekt nicht mehr als 25% aus. Die nächsten 25 bestehen aus Mut; d. h. erworbene Unanfälligkeit für populäre Tabuvorstellungen und von der Außenwelt auferlegte Denkhemmungen, sowie Rücksichtslosigkeit gegen den eigenen Körper & dessen Wohlergehen. Die nächsten 25 ergibt proletarisch=robotender Fleiß; (ich akzentuiere hier ausnahmsweise einmal das «proletarisch», weil sich's so nett mit KLOPSTOCK's hochgestochenem «edel» beißt). Die letzten 25% endlich müssen aus Glück bestehen; so scheint es z. B. in Deutschland unvermeidlich, daß jeder Genius während seines Lebens 5–6 Jahre lang «Stahlgewittern» ausgesetzt werden, worauf denn nicht selten Granatsplitter eine letzte, freilich ziemlich kuriose Art Zuchtwahl bewirken. Also das Genie lassen wir mal ganz beiseite; das beißt sich ja, nach beliebter Theorie, von selbst durch. Die dringende Frage heißt hier ja vielmehr: was soll der Gute Amateur, der am Genie Verhinderte, tun?

Die Frage begegnet recht häufig, und ist ein gutes Zeichen für den, der sie stellt; noch ist «Der Funke» in ihm lebendig; der ehrenhafte Menschenwunsch, über sich selbst hinaus zu nützen, möglichst ins nächste Jahrhundert hinein. Und das ist so einfach, daß es unverantwortlich wäre, nicht darauf hinzuweisen, wie unsre Literatur, deren Geschichte und deren Hilfsmittel, noch ziemlich im Anfang stehen: wenn es jemals besser werden soll, dann ist dazu die Mitarbeit der Amateure, der endlos=fleißig Liebenden, erforderlich. Ich deute im Folgenden nur an; hinter jedem angetippten Themenkreis stehen *Tausende*, vom Genius nicht zu erledigende, dennoch unbedingt benötigte, Einzelaufgaben & Vorarbeiten. –

2

Ich beginne beim Einfachsten – oder Halt!: wäre das noch «einfach», wenn Einer 10 Jahre exaktester Feierabend= oder Freizeitarbeit opferte?

Einer der folgenreichsten & unbekanntesten deutschen Schriftsteller war JOHANNES VON MÜLLER (1752–1809). Man lasse sich dadurch nicht täuschen, daß er ein ‹Historiker› genannt wird; schon recht, aber seine eigentliche Wirksamkeit, bis heute, ist durch seine seltsame Sprachkraft begründet, von der noch gar nicht genau anzugebende deutsche Schriftsteller profitiert haben:

»Sie standen / in schmaler Ordnung / mit kurzen Waffen; / 400 Luzerner, 900 Mann aus den 3 Waldstätten, und ungefähr 100 Glarner Zuger Gersauer Entlibucher Rotenburger, unter ihren Bannern; / unter dem Schultheiß der Stadt Luzern und unter dem Landamman eines jeglichen Thales. / Einige trugen die Hellbarten, womit im Paß bey Morgarten ihre Ahnen gestritten; / einige hatten statt der Schilde ein kleines Brett um den linken Arm gebunden. / Erfahrene Krieger sahen ihren Mut. / Sie fielen auf die Kniee & beteten zu GOTT nach ihrem alten Gebrauch. / – Die Herren drüben banden die Helme auf. / Der Herzog schlug Ritter. / Die Sonne stand hoch. / Der Tag war sehr schwül. –« Alle erscheinen sie dem Kenner aus den Tiefen der Zeit, die mächtig Angeregten: MEYERN's ‹Dya Na Sore›; SCHILLER's ‹Tell›; FOUQUÉ; die KOLBENHEYER & WILHELM SCHÄFER unserer Tage; seine Einflußsphäre ist noch gar nicht zu überblicken. Die gesammelten Werke dieses Mannes nun sind (oh, der Schande!) zum letzten Male 1831–35 in 40 Bänden bei Cotta erschienen, allein das ein gruseliges Hindernis für die Bekanntschaft mit MÜLLER. Diese 40-bändige Ausgabe ist unschätzbar; aber es handelt sich um ein Schatzhaus, dessen Türe verschlossen ist: *denn diese 20.000 Druckseiten haben kein Register!*

Mit anderen Worten, Jeder der sich mit MÜLLER beschäftigt oder gar über ihn arbeiten will, und der ergo die genannte Ausgabe benützen *muß*, steht am Ende, auch der intensivsten Lektüre da, und hat sich immer wieder nervös zu fragen: ‹Was sagt er denn gleich alles über Attila; oder Mohammed; oder über HEINSE, (mit dem er in Mainz zusammen war), über GOETHE, Napoleon, oder dies & das?›. Hier, wo die Verleger ebenso wie die beamtete Literaturwissenschaft versagt haben, gibt es nur 1 Lösung, 1 Hoffnung, und sie heißt:

Amateure vor!

Da eine Faustregel lautet, ein wissenschaftliches Buch sei dann hinreichend aufgeschlossen, wenn auf je 20 Seiten Text 1 Seite doppel-spaltigen Registers komme, wird das also bedeuten, daß in diesem Fall MÜLLER ein Registerband von 800–1000 Seiten erforderlich sei; was, in Ausdrücke von Zeit & Leistung übersetzt weiterhin heißt,

- a) daß man sich zunächst jene Gesamtausgabe zu beschaffen hätte.
- b) daß man Gefallen daran finden könnte; (notabene: das müßte schon ein schlechter Kerl sein, der auf MÜLLER's Stilkünste nicht reagierte!).
- c) daß man jeden Tag, nach Feierabend, 10–20 Seiten skrupulösest durchginge & auseinanderzettelte, in eine große alfabetische Kartei – 4–5 Jahre wären freilich schon daran zu wenden.
- d) Anschließend kämen noch dreiviertel Jahre Reinschrift des Manuskriptes dazu; und ein gutes halbes Jahr Korrekturenlesen während des Druckes.

Denn ‹der Absatz› stieße in diesem Falle aller Voraussicht nach auf keinerlei Schwierigkeiten; denn von Privatinteressenten einmal ganz zu geschweigen, müßte jegliche Großbibliothek, wie es auf dem Erdball rund 1000 gibt, dieses unschätzbare Register ankaufen.

Ich habe nur den 1 Namen MÜLLER genannt; aber es sind selbstredend, nur in lieben Deutschlands Mitten, vieleviele Hunderte.

3

Gehen Sie in eine große Buchhandlung, und verlangen Sie: »Ein Reimlexikon, bitte –«. Nach ein paar im Hinterzimmer verflüsterter Kleinminuten wird die Verkäuferin, leicht verlegen, wieder erscheinen, und Ihnen mitteilen, daß im Augenblick momentan grade keines aber der neueste MILLER wäre doch auch sehr int'essant? Nun habe ich nichts gegen HENRY MILLER (obschon ich ihn auch nicht überschätze); wohl aber diverse gutbegründete Einwände gegen das Fehlen eines umfangreichen deutschen Reimlexikons: es ist eine schlichte Kulturschande, daß einer zwar nur mittelgroßen, aber so traditionsreichen Sprache wie der deutschen, ein derart fundamentales Buch einfach fehlt. Hier einige Hinweise.

- 1.) Nicht, daß ich selbst ‹Dichter› werden wollte – ich mag weder Lyrik noch Lyriker übermäßig leiden; die Leutchen machen sich's, meiner Ansicht nach, etwas zu leicht – aber ich hätte schon wie oft eins brauchen können, wenn ich englische Gedichte ins Deutsche zu übersetzen hatte.
- 2.) Nicht selten ist es mir beim Urkundenstudium schon geschehen, daß da ein 200 Jahre alter Brief – auf gelblichem Papier, mit klaffendem Gänsekiel, an wackligem Tisch, mit halb unsichtbarer Tinte geschrieben – nun auch noch der Länge der Seite nach von oben bis unten durchgerissen, und ergo an der Reißlinie überall nur noch die hintere Hälfte der Worte zu lesen war. (Und ich möchte jedem Menschen, als reine Scharfsinnsübung, einmal dies empfohlen haben: sich von einem Freund die der Länge nach in der Mitte durchgeschnittene Seite eines ihm unbekanntes Buches geben zu lassen; und nun zu versuchen, das Fehlende zu ergänzen. Oder, wenn er das lieber mag, eine Schachpartie, von der man die weißen Züge hat, zu komplettieren.) Für solche bedauerlichen Fälle literärhistorischer Forschung leistet ein Reimlexikon nämlich praktisch den Dienst des hier benötigten ‹rückläufigen Wörterbuches›.

Und nun kommt das Verrückte: wenn Sie in der gleichen Großen Buchhandlung nach einem *Hebräischen* rückläufigen Lexikon fragen? – *das kriegen Sie; ein deutsches nicht!*

Natürlich hat es deutsche Reimlexika gegeben. Das immer noch mit Abstand beste=umfangreichste ist das von PEREGRINUS SYNTAX, 1826; es ist jedoch praktisch völlig unerreichbar, und wird überdem antiquarisch mit 150 Mark gehandelt. Späterhin hat der Verlag Reclam ein winziges Surrogat von 250 Seiten herausgegeben – besser als nichts, sicher; aber was Aufschlüsselung des deutschen Worts= & Namens=Schatzes angeht, (schweigen wir ganz von den hier ebenfalls benötigten Fremdworten und ausländischen Eigennamen, sowie denen der Historie, Geografie, etc.) nur ein schlechter Scherz. Was not täte, ist wiederum schändlich einfach: ein 1000=Seiten=Band in Lexikonoktav, 4=spaltig, so daß rund 4 bis 500 Tausend Worte & Eigennamen, nach ihren Endsilben geordnet, darin gesilot erschienen. Auch so eine dieser gigantischen Fleiß=Arbeiten, die dennoch etwas mehr erforderten, als bloße beamtenhafte Betriebsamkeit; nämlich auch das Feingefühl

des guten Lesers für das, was für Schriftsteller gegebenenfalls anregend & bildenerzeugend sein könnte, (demnächst werden z. B. die Namen sämtlicher Mondkrater wichtig werden, wenn die ersten Sowjetdichter sie besingend schildern). Wo ist der Mann (oder die Frau), der die Arbeit übernimmt? Und wo der deutsche Verlag, der diese echte Lücke ausfüllte? (Klett tut's nicht; der bescheinigte mir, auf meine Anregung hin, in einem liebenswürdigen Antwortschreiben meine Unrealistik.)

Weiter im Thema Nachschlagewerke. – Da besitzt etwa die englische Nation einen «Oxford Companion to English Literature» von 1000 doppelspaltigen Seiten, in dem man z. B. folgendes nachsehen kann: Sie haben nicht mehr parat, worum es sich bei DICKENS' großem Roman «Bleakhouse» handelt? Da schlagen Sie nur frisch unter «Bleakhouse» nach, und Sie werden dort eine gedrängte aber hinreichende Inhaltsangabe treffen, samt dem Verzeichnis der 20 bedeutendsten handelnden Personen. (Nicht daß das Buch irgend vollkommen wäre; 30% sind reiner Tinnel, nämlich ganz unzureichende, ja falsche Angaben über unverdaute ausländische Literatur, die man in künftigen Auflagen besser weglassen, und durch solche über englische Bücher ersetzen sollte.) Aber trotzdem: *Wir haben sowas im Deutschen nicht!*

Nun könnte ein solches, dringendst erforderliches Buch allerdings nicht mehr die Arbeit eines Einzelnen sein. Um einen Begriff von den hier rein zeitlich erforderlich werdenden Aufwendungen zu geben, sei nur 1 Beispiel genannt: IFFLAND, um 1800 ein Schreiber von bestseller=Stücken, (und in einigen durchaus einer Renaissance wert; wer die «Privataltertümer» jener Zeit kennen lernen will, für den ist IFFLAND ebenso ein «must» wie KOTZEBUE oder LAFONTAINE); seine 70 Schauspiele wären durchzusehen; die 5 oder 6 besten auf je 10 Lexikonzeilen zu kondensieren, (und cave!, Mesdames: das will gelernt sein!); und endlich ein Kurzbiogramm für den Artikel IFFLAND selbst zu liefern. Mit anderen Worten: für diese 1 Lexikonspalte müßte ein fleißiger & begabter Amateur rund 5 Monate seines Lebens verwenden; «das ist nun mal nicht anders!».

Späterhin dann freilich, so im Jahre 2200 oder mehr noch, würde jeder Benutzer den (mit «K» oder «M» oder «es» signierten: «Verzeichnis der Mitarbeiter siehe am Ende») Artikel erst durchflie-

gen; dann vielleicht mißtrauisch=stichprobenhaft kontrollieren; dann eventuell murmeln: »Deuwel auch, das heiß ich mir Information! – Muß'n doller Kerl gewesen sein.« – Wo aber ist der deutsche Verlag, der ein solches allwichtiges Buch plante, arrangierte, auf 1000 Mitarbeiter verteilte; und dann, rasch & nützlich, im Jahre 1970 uns schenkte?! –

4

Darf ich noch weit Dringenderes schildern?

Da habe ich unter anderem seinerzeit in Tübingen gesessen, und ein paar der dorthin ausgelagerten (Ost)berliner Handschriften durchgesehen. FOUQUÉ's ›Parcival‹, (ganz abgesehen von dem berühmten Namen und dem Interesse der Variante, sein einwandfrei bestes Epos!) ist bis heute nur in diesem 1=einzigen, auch schon leicht beschädigten & höchst gefährdeten Exemplar vorhanden! Es wäre eine nationale Ehrenpflicht, dieses Werk des Verfassers der ›Undine‹, (auch eines Stücks sprichwörtlich=repräsentativer deutscher Literaturbemühung), zu sichern. Ich frage gar nicht nach dem Groß- oder sonstigen Industriellen, der die zur Fotokopierung des einzig=artigen Stückes nötigen 300 Mark ›auswürfe‹; nein, viel besser: wo ist der verlässliche Amateur, der auch eine Schreibmaschine besitzt, der sich die erforderlichen berühmten ›100 Tage‹ hinsetzte, und, ›mit Durchschlägen‹ gleich 6 neue Exemplare dieses herrlichen, vor allem formal maßlos interessanten ›Parcival‹ herstellte?

Und überall liegen sie ja doch herum, die unersetzlichen Handschriften unserer einst=Besten, in einer geradezu grauenerregenden Exponiertheit, und harren ihrem Laser=Strahl entgegen. Man macht sich das vermutlich überhaupt nicht hinreichend klar: Leute, Schriftsteller, Dichter, die wir seit Jahrhunderten als ›deutsche Künstler‹ vereinnahmt haben, die die Zierden unsrer Bücherbretter bilden, und die auch das Ausland nickend nennt, wenn von deutscher Kultur die Rede ist, von Denen gibt es tausende von ungedruckten Manuskripten, die an einem seidenen Faden über dem Nichts des Irrsinns schweben – 1 Streichholz; 1 überdrüssigen Kehrfrau; 1 läppischsten Zufalls: 1 Russen oder Amerikaners, der 'n Fidibus braucht! – Gebilde aus Glas, in einem gläsernen Raum, für

den die Bezeichnung ›Vakuum‹ viel zu sicher wäre. Und Wir wollen ein ›Volk der Dichter & Denker‹ sein?: *was ist denn mit uns los?!*

In Görlitz in der DDR schlummern solchermaßen die Handschriften LEOPOLD SCHEFER's, eines zu Unrecht vergessenen, glänzenden Meisters unserer Prosa; 60 dicke Hefte Tagebücher, Stöße von Briefen unschätzbar für die Kenntnis der Zeit, auch die Handexemplare seiner Bücher mit Anmerkungen am Rande: wo ist der Amateur, der uns die unersetzlichen Bestände erhält?

In Kiel ruhen 4 Fassungen des großen Romans ›Otto Babendiek‹ von GUSTAV FRENSEN, eines Mannes, den ich ansonsten kaum schätze, der aber dieses 1 unbestreitbar bedeutende Stück geliefert hat: wer setzt sich einige Jahre dazu, und liefert uns eine textkritische Ausgabe?

Man sehe für ähnliche Aufgaben im ›FRELS‹ nach (der auch dringend eine Erneuerung verträge!); man frage die Verwalter der lokalen Großbibliotheken; man erkundige sich bei den zeitgenössischen Fachleuten nach Themen. Die Menge des zu Leistenden ist so unwahrscheinlich groß, daß 2 deutsche Generationen, still & fleißig, zu tun bekämen. (Und man übersehe nicht den rein menschlichen Gewinn, der unweigerlich eintritt, wenn man sich intensiv vergnügt mit einem, auch ältlichen, Schriftsteller befaßt; mit seinen Büchern – welche Schnurren, welche Einfälle! – mit seinem Leben & seinen Grillen, den netten wie den unliebenswürdigen.)

›Unsterblichkeit‹? – in den uns verbliebenen Grenzen ist sie ganz leicht erzielbar: ein paar Jahre Fleiß, ein paar Jahre selbstloser Korrektheit, und auch Ihr Monogramm bliebe für die nächsten Jahrhunderte, und mit Recht, erhalten. ›Nicht nur Verdienst, auch Treue wahrt uns die Person!‹.

Ich bin erst Sechzig

Ich ging damals hin, wie ich zu allen Auktionen gehe: nicht um zuzusehen, wie Mutters Wintermantel und Überschuhe versteigert werden (und hinten in der Ecke erkennt man genau das graue schluchzende Gesicht der Tochter – nicht Mörder nur werden nämlich immer wieder an den Tatort gezogen; auch die Armen); dann setzt sich wohl eine dicke Person mit dreidoppeltem Unterkinn in den Korbsessel, und bietet mit, indem sie mit der Regenschirmspitze halb die Luft vor »ihren« Gegenständen anritzt; oder nutzlose alte Möbelchen werden vorher mehrfach laut als »Brennholz« bezeichnet, um den Preis zu drücken – wie gesagt, deswegen nicht. Ich brauche die Reste meiner Phantasie, um damit die wenigen Sachgebiete zu beheizen, die mich vor völliger Erstarrung bewahren: ich gehe hin, wegen der Bücher.

Bücher sind immer meine große Leidenschaft gewesen. Nicht diese neuen, grell eingebundenen; aber wenn ich so ein Bändchen von 1850 anfaßte – leicht wie Federn sind die alten Dinge gegenüber unseren schwerpapierigen rauhen Tafeln – überkam mich stets etwas von dem Geiste des Alten, längst Ausgestorbenen, der sich da monate- und jahrelang um irgend ein (heute absurdes) Problem gemüht hatte. Wie unwillig war ihm der Mund im Gesicht herum geglitten, wenn ihn spät abends die Frau vom Schreibtisch abrief – und er mußte doch nächsten Morgen wieder im strammen Büro sein! Was hatten die alten Männer gearbeitet! (Bald würde auch ich einer sein; triefherzig, mit zähem Ideengewackel, fingerschlächtig, ein weißer Greis, gack, gack)!

Also die Bücher.

Ich war mit meiner Frau hingegangen, und sah bereits von ferne das abgewetzte Regal, und den hageren Alten, der davor lungerte. Konkurrenz muß man wittern und hassen. Witterte und haßte ich also den kleinen Dürren, und sah ihn von oben an: ich bin zwei Meter groß und kann das sehr.

Er erwiderte mit giftigen Blicken von unten den Guerillakrieg;

schob sich aber (sein Interesse zu verbergen?) langsam beiseite.

Mist. Ziemlicher Unfug zuerst. Billige Sachen; das heißt solche, um die sich ein Geist, durchs Alter historisch geworden, gar nicht mehr kümmert. Das Leben ist so kurz! Selbst wenn Sie ein Bücherfresser sind, und nur fünf Tage brauchen, um ein Buch zweimal zu lesen, schaffen Sie im Jahre nur 70. Und für die fünf und vierzig Jahre, von Fünfzehn bis Sechzig, die man aufnahmefähig ist, ergibt das 3150 Bände: die wollen sorgfältigst ausgewählt sein!

Dann aber erschien eine – verhältnismäßig – rare Sammlung von Werken, das alte Königreich Hannover betreffend. Niedersachsen war stets meine große Liebe gewesen (ich bin Hamburger!); und ich notierte, im Betasten der Bände, die Eifersucht des Rivalen: wie er näherkam; wütend kaute; die Hände in den Hosentaschen sicherte; ich konnte ohne Leiter schamlos bis in die obersten Reihen langen. (Und tat es, ihn zu demütigen, mit bordellenen Griffen.)

Meine Frau mußte die kleine Tabelle herausnehmen, auf der ich die Jahrgänge des hannoverschen Staatshandbuches verzeichnet hatte, und wir verglichen laut, unbekümmert, herausfordernd (nachdem ich sie durch ein paar Silben auf den Greis zur Rechten aufmerksam gemacht hatte). Entweder ein Fanatiker; oder mit zuviel Syndetikon im Blut.

Schon schob er sich näher, und bat: »Wollen wir unsere Interessensphären nicht abgrenzen?«. Leider stellte sich heraus, daß wir dieselben hatten. Er zögerte; zitterte; (mochte 70 sein); und bat (schlechte Nerven) schon jetzt um Pardon: es sei die Bibliothek seines Freundes.

Curt Heinrich Conrad Friedrich Jansen hatte zeit seines Lebens sämtliche Bände Staatshandbücher des ausgestorbenen, abgewrackten, Königreiches Hannover gesammelt; und dann eine Kartei begonnen, in der er das gesamte Personal damaliger Zeit erfassen wollte. (Er versprach mir Proben der Arbeit!). Er sei sein »geistiger Erbe« und *müsse* den Handapparat erwerben. Sonst die Seele keine »Ruhe«. Die Drohung verfiel nicht: ich war über zwei Meter groß!

Er unterschrieb einen Vertrag, gemäß welchem, nach seinem Tode, das ganze Material an mich fallen mußte. Er bat und flehte darum.

Die Versteigerung begann. Ein anwesender Antiquar bot hun-